

Bei Gott ist vielmehr Gnade (Lukas 15, 11-32; 3. So. n. Trinitatis I)

Eine Predigt von Bernhard Kaiser

¹¹Und er sprach: Ein Mensch hatte zwei Söhne. ¹²Und der jüngere von ihnen sprach zu dem Vater: Gib mir, Vater, das Erbteil, das mir zusteht. Und er teilte Hab und Gut unter sie. ¹³Und nicht lange danach sammelte der jüngere Sohn alles zusammen und zog in ein fernes Land; und dort brachte er sein Erbteil durch mit Prassen. ¹⁴Als er nun all das Seine verbraucht hatte, kam eine große Hungersnot über jenes Land und er fing an zu darben ¹⁵und ging hin und hängte sich an einen Bürger jenes Landes; der schickte ihn auf seinen Acker, die Säue zu hüten. ¹⁶Und er beehrte, seinen Bauch zu füllen mit den Schoten, die die Säue fraßen; und niemand gab sie ihm. ¹⁷Da ging er in sich und sprach: Wie viele Tagelöhner hat mein Vater, die Brot in Fülle haben, und ich verderbe hier im Hunger! ¹⁸Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen und zu ihm sagen: Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir. ¹⁹Ich bin hinfort nicht mehr wert, daß ich dein Sohn heiße; mache mich zu einem deiner Tagelöhner! ²⁰Und er machte sich auf und kam zu seinem Vater. Als er aber noch weit entfernt war, sah ihn sein Vater und es jammerte ihn; er lief und fiel ihm um den Hals und küßte ihn. ²¹Der Sohn aber sprach zu ihm: Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir; ich bin hinfort nicht mehr wert, daß ich dein Sohn heiße. ²²Aber der Vater sprach zu seinen Knechten: Bringt schnell das beste Gewand her und zieht es ihm an und gebt ihm einen Ring an seine Hand und Schuhe an seine Füße ²³und bringt das gemästete Kalb und schlachtet's; laßt uns essen und fröhlich sein! ²⁴Denn dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden; er war verloren und ist gefunden worden. Und sie fingen an, fröhlich zu sein. ²⁵Aber der ältere Sohn war auf dem Feld. Und als er nahe zum Hause kam, hörte er Singen und Tanzen ²⁶und rief zu sich einen der Knechte und fragte, was das wäre. ²⁷Der aber sagte ihm: Dein Bruder ist gekommen und dein Vater hat das gemästete Kalb geschlachtet, weil er ihn gesund wiederhat. ²⁸Da wurde er zornig und wollte nicht hineingehen. Da ging sein Vater heraus und bat ihn. ²⁹Er antwortete aber und sprach zu seinem Vater: Siehe, so viele Jahre diene ich dir und habe dein Gebot noch nie übertreten, und du hast mir nie einen Bock gegeben, daß ich mit meinen Freunden fröhlich gewesen wäre. ³⁰Nun aber, da dieser dein Sohn gekommen ist, der dein Hab und Gut mit Huren verpraßt hat, hast du ihm das gemästete Kalb geschlachtet. ³¹Er aber sprach zu ihm: Mein Sohn, du bist allezeit bei mir und alles, was mein ist, das ist dein. ³²Du solltest aber fröhlich und guten Mutes sein; denn dieser dein Bruder war tot und ist wieder lebendig geworden, er war verloren und ist wiedergefunden.

Einleitung

Das Kapitel, in dem unser Predigttext steht, beginnt mit den Worten: „Es nahten sich ihm aber allerlei Zöllner und Sünder, um ihn zu hören. Und die Pharisäer und Schriftgelehrten murrten und sprachen: Dieser nimmt die Sünder an und ißt mit ihnen“ (Lk 15, 1-2). Daraufhin erzählte Jesus die Gleichnisse vom verlorenen Schaf, vom verlorenen Groschen und vom verlorenen Sohn. Seine Zuhörer waren keine besonders beliebten Zeitgenossen. Die Zöllner waren Menschen, die mit der römischen Besatzungsmacht zusammenarbeiteten. Sie waren Juden, Glieder der des Volkes Gottes, und taten das, denn sie sahen die Möglichkeit, reich zu werden. Es gehörte zu ihrem Geschäft, den Menschen Zoll abzunehmen und dabei einen Aufschlag zu verlangen, den sie in die

eigene Tasche stecken durften. Daß sie dabei ihren Brüdern das Geld aus der Tasche zogen und sich an ihnen mit dem Schein des Rechts bereicherten, fand bei den Juden keine Sympathien. Die Juden verachteten die Zöllner. Aber es waren nicht nur Zöllner, die die Gesellschaft Jesu suchten. Kriminelle und allerlei zwielichtige Gestalten, über die die Juden nur den Kopf schüttelten. Es war in der damaligen Gesellschaft nicht schwer, ein schlechtes Gewissen zu haben. Diejenigen nun, die Hilfe suchten, die sie bei den Pharisäern und Schriftgelehrten nicht fanden, gingen zu Jesus.

Die Leute kamen zu Jesus, weil sie hofften, von ihm etwas von Gott zu erfahren. Sie kamen zu ihm, um von ihm zu hören. Sie kamen, weil sie ein schlechtes Gewissen hatten. Sie kamen nicht zu ihm, weil sie darauf hofften, Jesus würde ihren sündigen Lebenswandel gutheißen. Die jüdische Gesellschaft, in der sie lebten, dachte ja, mit Werken, die den Geboten Gottes entsprachen, vor Gott als gerecht erscheinen zu können. Solche guten Werke aber hatten die Zöllner und Sünder nicht vorzuweisen, jedenfalls war ihnen klar, daß sie im Licht der Gebote Gottes gesündigt hatten. Wenn sie den Pharisäern und Schriftgelehrten zuhörten, wenn diese das Gesetz des Mose auslegten, dann mußten sie sich schämen für alle die vielen Anlässe, bei denen sie Gottes Gebote übertreten hatten. Dann erfüllte es sie mit Scham, daß sie verleumdet und gelogen hatten, daß sie die Ehe gebrochen hatten und fremdgegangen waren, daß sie habgierig waren und mit unlauteren Geschäften ihren Besitz zusammengerafft hatten, daß sie sich nicht darum geschert hatten, die Reinheitsgebote zu befolgen oder die nötigen Opfer für ihre Sünden zu bringen. Tempel und Synagogen waren für sie Orte, an denen sie verächtlich angesehen wurden und die sie lieber mieden. Sie fanden, daß sie bei dem Gott, der ihnen dort vorgetragen wurde, keinen Platz hätten.

Dieses Gottesbild aber war falsch und es gehörte zu der Aufgabe Jesu, es richtigzustellen. Dazu erzählte er die genannten Gleichnisse. Wir beschäftigen uns nun mit dem dritten dieser Gleichnisse. Es handelt von den beiden Söhnen, die der Vater hatte und die ganz unterschiedliche Wege gingen. Diese wollen wir uns zunächst vor Augen führen und anschließend fragen, was das Gleichnis dem gegenwärtigen Genußmenschen bedeutet.

1. Der Lebemensch

Die Geschichte vom verlorenen Sohn ist eigentlich schnell erzählt. Sein Vater war gut situiert und ihn erwartete ein ansehnliches Erbe. Doch bis zum Tod des Vaters wollte er nicht warten und vor allem nicht in dem Muff des Vaterhauses dahinvegetieren. Er wollte das Leben genießen – jenseits allen väterlichen Rates und ohne die Besonnenheit des Vaterhauses. Also ging er zu seinem Vater, ließ sich sein Erbteil ausbezahlen und zog davon, hinaus in die schöne weite Welt – in ein fernes Land, wie es in unserem Gleichnis heißt, also möglichst weit fort von der frommen Enge des Vaterhauses. Er kaufte, was das Herz begehrte. Da er finanziell gut ausgestattet war, fand er bald Freunde, die sich zu ihm hielten. Er schmiß rauschende Partys, der Alkohol floß reichlich, und auch die Gesellschaft schöner Damen hatte ihren Preis. Aber wenn man was vom Leben haben wollte, dann mußte man schon Geld in die Hand nehmen.

Doch Geld ist bekanntlich nicht unbegrenzt zu haben, auch nicht in Zeiten von Negativzinsen. Jeder weiß, daß Geld schneller ausgegeben ist, als man es verdienen kann. Irgendwann war bei unserem jungen Mann der Beutel leer. Was er von den Dingen, die er sich vormals geleistet hatte, versetzen konnte, machte er zu Geld. Trotzdem fand er sich bald in der mißlichen Lage, daß er seinen Freunden nichts mehr bieten konnte. Es befremdet überhaupt nicht, daß diese sich von ihm abwandten. Schließlich stand er ganz

allein da – verarmt und zum Gespött der Leute geworden. Keiner war da, der ihm noch einen Kredit gegeben hätte. Jesus schildert seine Situation mit den Worten: „Als er nun all das Seine verbraucht hatte, kam eine große Hungersnot über jenes Land und er fing an zu darben und ging hin und hängte sich an einen Bürger jenes Landes; der schickte ihn auf seinen Acker, die Säue zu hüten. Und er begehrte, seinen Bauch zu füllen mit den Schoten, die die Säue fraßen; und niemand gab sie ihm.“ Mit anderen Worten, er mußte sich notgedrungen einen Job suchen, doch wegen der Hungersnot im Land bestimmte der Mangel das Leben so daß er das Nötige zum Leben nicht fand. Daß er Schweine hüten mußte war für die jüdischen Ohren zu Zeit Jesu erschrecklich; es zeigt, wie tief der junge Mann gesunken war, so daß unreines Vieh seinen Alltag bestimmte und er nicht mal das Schweinefutter zu sich nehmen konnte, um mal satt zu werden.

Immerhin wurde er durch den Job bei den Schweinen wieder in die Lebenswirklichkeit zurückgeholt. Er lernte wieder zu denken. Wir lesen: „Da ging er in sich und sprach: Wie viele Tagelöhner hat mein Vater, die Brot in Fülle haben, und ich verderbe hier im Hunger! Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen und zu ihm sagen: Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir. Ich bin hinfert nicht mehr wert, daß ich dein Sohn heiße; mache mich zu einem deiner Tagelöhner!“ Unser junger Mann erinnerte sich an all das, was er zurückgelassen hatte – an das Vaterhaus, an die geordneten Verhältnisse und an den Vater, von dessen Lebensleistung er einen Teil verpraßt hatte. Er begann, sich zu schämen. Deshalb wollte er nicht als Sohn zurückkehren, sondern als Tagelöhner. Er sah, daß er sein Recht, als Sohn wieder angenommen zu werden, verwirkt hatte. Aber er machte sich auf den Weg nach Hause.

Das Erstaunliche in unserem Gleichnis ist nun, daß der Vater seinen Sohn nicht seinem unrühmlichen Schicksal überließ, sondern offenbar Tag für Tag Ausschau hielt, ob der verlorene Sohn nicht doch wieder zurückkehrte. Wir lesen: „Als er aber noch weit entfernt war, sah ihn sein Vater und es jammerte ihn; er lief und fiel ihm um den Hals und küßte ihn.“ Da läuft also der gutsituierte Vater einem richtig deftigen und stinkenden Sünder entgegen und küßt ihn, um ihm zu zeigen: Du bist bei mir willkommen. Wer zu mir kommt, den stoße ich nicht hinaus. Daß der Sohn eine Art Beichte ablegte und bat, nun nicht mehr als Sohn, sondern als Tagelöhner bei seinem Vater arbeiten zu dürfen, zeigt, daß er es ernst meinte. Doch was war die Reaktion des Vaters? Wir lesen: „Aber der Vater sprach zu seinen Knechten: Bringt schnell das beste Gewand her und zieht es ihm an und gebt ihm einen Ring an seine Hand und Schuhe an seine Füße und bringt das gemästete Kalb und schlachtet's; laßt uns essen und fröhlich sein! Denn dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden; er war verloren und ist gefunden worden.“ Mit anderen Worten, der Vater veranstaltet zur Heimkehr des verlorenen Sohnes ein richtiges Grillfest. Dieses war Ausdruck der Freude, die der Vater über die Heimkehr seines Sohnes empfand.

2. Der Fromme

Jesus spricht in unserem Gleichnis nicht nur von dem verlorenen Sohn, sondern auch von dem Sohn, der immer schön brav zu Hause geblieben war. Auch dieser hat ein Problem. Es entzündete sich daran, daß der Vater den Sohn, der mit Dreck und Speck nach Hause zurückgekehrt war, wieder annahm. Der ältere Sohn sah die Festfreude und war betroffen, daß seinem Bruder, der nach menschlichem Empfinden allenfalls Duldung verdient hatte, ein Freudenfest gemacht wurde. Seine Reaktion waren Zorn, Neid und die Anklage an den Vater: „Siehe, so viele Jahre diene ich dir und habe dein Gebot noch nie übertreten, und du hast mir nie einen Bock gegeben, daß ich mit meinen Freunden fröhlich gewesen wäre. Nun aber, da dieser dein Sohn gekommen ist, der dein Hab und

Gut mit Huren verpraßt hat, hast du ihm das gemästete Kalb geschlachtet.“ Er dachte im Raster von Leistung und Lohn, und hielt dem Vater vor, daß er, der ältere Sohn, doch besser sei als der andere, der das Gut des Vaters auf fragwürdige Weise verpraßt hatte. Wenn einer ein Recht auf eine Grillfest habe, dann doch er. Doch eine solche habe der alte Herr für ihn, den guten und vorbildlichen Sohn, nicht übrig.

Das Denken dieses Sohnes entsprach einem zutiefst menschlichen Empfinden: Gnade ist der menschlichen Werknatur zuwider. Sie paßt nicht in das uns geläufige Schema von Leistung und Lohn. Deshalb konnte er sich nicht über die Heimkehr seines Bruders freuen. Was war sein Problem? Er machte sich seinen Aufenthalt im Vaterhaus zur Pflicht. Er sah es nicht als unverdientes Geschenk an, im Vaterhaus zu sein. Er wollte nicht wahrhaben, daß er im Grunde seines Herzens wohl auch gerne an den wilden und ausschweifenden Partys seines Bruders teilgenommen hätte. Aber weil er meinte, mit Pflicht und Anstand bei seinem Vater punkten zu können, blieb er zu Hause.

Der Vater mußte ihm den Kopf zurechtrücken. Er ging zu ihm hinaus und sprach zu ihm: „Mein Sohn, du bist allezeit bei mir und alles, was mein ist, das ist dein. Du solltest aber fröhlich und guten Mutes sein; denn dieser dein Bruder war tot und ist wieder lebendig geworden, er war verloren und ist wiedergefunden.“ Der Vater verweist seinen Sohn auf die Tatsache, daß er doch im Vaterhaus schon alles hat und daß er es als Vorrecht ansehen darf, dort zu sein. Er hätte problemlos eine Grillparty haben können, um mit seinen Freunden fröhlich zu sein, aber er meinte, er müsse sie sich erst verdienen.

Jesus richtet sich mit diesem Gleichnis an die Juden, die Pharisäer, die ihn kritisierten, weil er mit Zöllnern und Sündern Gesellschaft pflegte. Er deckt auf, was Paulus mit den Worten darstellt: „Israel hat dem Gesetz der Gerechtigkeit nachgetrachtet und das das Gesetz der Gerechtigkeit nicht erreicht. Warum das? Weil es sie nicht aus dem Glauben sucht, sondern als ob sie aus den Werken komme.“ (Röm. 9,31-32). Er trifft mit diesem Gleichnis jeden, der meint, sich mit einem anständigen Leben, dem Gehorsam gegenüber dem Gesetz und dem Streben nach Heiligung die Anerkennung bei Gott verdienen zu können. Doch das ist heute nur noch in frommen Kreisen der Fall.

3. Der moderne Hedonist (Genußmensch)

Die Mehrzahl der Menschen tut heute vorsätzlich Dinge, die den Geboten Gottes zuwider sind. Sie glauben gegen jede bessere Einsicht an die Evolution und meinen, es gebe keinen Gott. Sie nehmen es mit Interesse wahr, daß ihnen die Medien einen Lebensstil ohne Gott vortragen. Sie lassen sich vorgaukeln, alles, wonach ihnen der Sinn stehe und dem Nächsten nicht schade, sei gut und richtig. Man sieht das besonders deutlich in der Bewertung der Sexualität ohne Ehe. Die Tatsache, daß dieses Thema ständig in den Medien ist, zeigt, daß es die Menschen bewegen soll. Sie sollen sich von dem Gedanken befreien, man könne und solle seine Triebe beherrschen; die menschliche Triebhaftigkeit sei vielmehr naturgegeben und alles, was natürlich sei, sei doch gut. Aber auch viele, die mit diesem Thema nichts zu tun haben, reagieren allergisch, wenn man ihnen mit den Geboten Gottes kommt und ihnen zeigt, daß sie gegen Gott gesündigt haben. Sie tun dies als verbrecherische Angstmacherei ab. Indes haben sie wirklich Angst, weil sie nicht wissen, worauf ihr Leben hinausläuft – ob es zu Ende geht und ihre Existenz mit dem Tod ausgelöscht wird, oder ob Gott sie nicht doch auf der anderen Seite zur Rechenschaft zieht. Davor haben sie mit Recht Angst, denn sie kennen Gott nicht, weil sie seinen Sohn Jesus Christus nicht erkennen. Gleichwohl empfinden sie nicht den Mangel, wie ihn der verlorene Sohn empfand, als er die Schweine eines Fremden hütete. Die

Menschen haben heute ja alles, was das Leben bietet und was sie zum Leben brauchen, und die Konsumgesellschaft bietet noch viel mehr, als man konsumieren kann.

Trotzdem gilt, was die Schrift sagt: „Die Säufer und Schlemmer verarmen, und ein Schläfer muß zerrissene Kleider tragen“ (Spr 23, 21). „Wer Weisheit liebt, erfreut seinen Vater; wer aber mit Huren umgeht, kommt um sein Gut“ (Spr 29, 3). Darum sagt Gott auch: „Kehre zurück, du abtrünniges Israel, spricht der HERR, so will ich nicht zornig auf euch blicken. Denn ich bin gnädig, spricht der HERR, und will nicht ewiglich zürnen. Allein erkenne deine Schuld, daß du wider den HERRN, deinen Gott, gesündigt hast“ (Jer 3, 12-13).

Unsere lustverfallene Kultur hat uns den Blick dafür vernebelt, daß ein Leben im Raster der Begierden Sünde ist. Wir haben unsere Gesetze so geändert, daß man Unzucht, Ehebruch, Ehescheidung, Homosexualität und Abtreibung gutheißen kann. Wir diskutieren darüber, ob aktive Sterbehilfe nicht erlaubt sein soll. Wir haben den Sinn für Wahrheit und Recht verloren und meinen, alles was dem sinnlichen Kitzel diene und dem Nächsten nicht schade, sei doch ganz in Ordnung. Hedonisten stehen auf den Kirchenkanzeln und stellen die suggestive Frage: „Kann denn Liebe Sünde sein?“ Sie meinen, es würde Gott gefallen, wenn die Wünsche des Menschen in Erfüllung gehen.

Hier liegt das Problem bei dem modernen Hedonisten. Er will nicht einsehen, daß er in seiner Lustverfallenheit gegen Gott sündigt. Wie der verlorene Sohn verpraßt er sein Geld mit den Angeboten unserer Wohlfühlkultur. Wenn er dann noch meint, religiös werden zu müssen, dann tut er es so, als hätte der verlorene Sohn bei seiner Heimkehr gesagt: „Hallo Paps, ist doch toll, daß ich wieder zu dir komme. Laß einfach alles wieder so sein wie früher.“ Letzterer erkannte, daß er sein Recht, Sohn zu sein, verwirkt hatte. Der moderne Hedonist will davon nichts wissen.

Schluß

Jesus macht mit diesem Gleichnis deutlich, wie Gott ist. Er hat die Eskapaden des verlorenen Sohnes nicht gutheißen wollen, so als hätte Gott Gefallen daran, daß man ihn verlasse und gottlos lebe. Der verlorene Sohn ist ein plastisches Beispiel für viele von uns Achtundsechzigern, die damals ausgezogen sind aus dem Muff, der sich hinter scheinchristlichen Fassaden angestaut hatte. Nur daß wir noch nicht bei den Schweinen gelandet sind. Wir haben noch das Geld und die Möglichkeiten, es krachen zu lassen. Wir suhlen uns noch in unserem gottlosen Leben. Vielleicht bleibt uns das Ende bei den Schweinen erspart und wir finden keinen Anlaß, zu Gott umzukehren. Und Gott läßt es zu und wartet ab, ob die verlorenen Söhne und Töchter sich wieder zu ihm kehren.

Würde Jesus heute kommen, dann würde er nicht einer *frommen* Welt die Gnade Gottes verkünden, sondern müßte einer *gottlosen* Welt zeigen, daß sie in ihrer Lustverfallenheit verloren ist und nur gerettet werden kann, weil Gott trotzdem gnädig ist. Er würde sich nicht scheuen, mit Frauen, die abgetrieben haben, mit Homosexuellen und Lesben zu Tische zu sitzen, wenn sie denn wirklich zu ihm kommen würden, um bei ihm Vergebung ihrer Sünden zu empfangen. Sie würden sie frei und umsonst bekommen, eben weil Gott gnädig ist, die Sünder annimmt und ihnen vergibt. Er würde indes auch zu ihnen sagen: „Gehe hin und sündige hinfort nicht mehr“ und ihnen mit dem Evangelium die Software liefern, aufgrund deren sie ein neues Leben führen können.

Jesus würde indes auch zu denen gehen, die in den Kirchen heimatlos geworden sind, die wegen ihres Glaubens aus den etablierten Kirchen ausgestoßen wurden oder von den

ungläubigen kirchlichen Religionsfunktionären als Störung empfunden werden, die auf dem Kirchentag ihren Stand nicht aufbauen und beim Programm mitwirken dürfen. Jesus würde auch zu denen gehen, die von unserer Gesellschaft an den Rand gedrängt werden – zu den Umweltsündern, den Geldgierigen, den sogenannten Homophoben, den Verkehrsrowdys und Hartz IV-Empfängern, zu Flüchtlingen und Asylanten. Er würde ihnen allen deutlich machen, daß ihr eigentliches Problem nicht in den gesellschaftlichen Verhältnissen liegt, sondern in der Sünde des Menschen. Einige würden ihre Sünde erkennen und wie der verlorene Sohn Gott um Vergebung bitten. Sie würden bei Gott frei und umsonst Vergebung empfangen und das Recht, Gottes Kinder zu sein und im Vaterhaus zu leben. Das macht Jesus mit dem Gleichnis vom verlorenen Sohn deutlich. Wer immer also im Frieden mit Gott leben möchte, der kehre sich zu dem Gott, den Jesus hier verkündigt, dem Gott, der Sündern vergibt und Gottlose rechtfertigt.

Amen.

Sie brauchen das IRT – das IRT braucht Ihre Unterstützung! *Deutschland*: Volksbank Mittelhessen, IBAN: DE84 5139 0000 0045 6326 01; BIC: VBMHDE5F. - *Schweiz*: Raiffeisenbank Schaffhausen, BC 81344; IBAN: CH29 8134 4000 0092 1077 1 (EUR) oder CH34 8134 4000 0092 1077 8 (CHF).